Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 10. 11. 1935 | Nr. 45

Tote Kameraden von Gerhard Dabel

Ich höre durch die Ruhe
des Abends euren Schritt. —
Ich wollte einmal schlafen,
ihr reißt mich mit.

Mein Arm will wohl erschlaffen,
ihr, Brüder, schaut nur zu.
Ihr mahnet uns zum Schaffen
und gebt nicht Ruh.

Ihr selbst könnt ja nicht bauen,
da euer Leib schon tot.
Ihr könnt nur fragend schauen
und seid Gebot.

Deutsche Jugend heraus!

Es gibt heute noch deutsche Mädel und Jungen, die da meinen, sie müßten sich in unserer heutigen Zeit „neutral“ halten, um mit jedem gut Freund zu bleiben. Das stimmt nicht! Wenn in dir noch ein gesunder deutscher Geist steckt und deutsches Blut in deinen Adern pulsiert, wirst du wissen, daß es als Deutscher deine Pflicht ist, in den Reihen unserer kämpfenden Jugend zu stehen. Du darfst nicht erst „abwarten“ wollen. Unser deutsches Volk braucht dich, denn du bist ja doch ein Glied in der Kette unseres Volkes. Es klingt als ein Befehl durch unsere Zeit: Deutsche Jugend heraus! Denn:

Jugend ist zum Kampf geboren,
Jugend muß die Stuben hassen,
Jugend muß die Dinge lassen,
die für Feige sind und Toren.

Wir sind heute dankbar, daß wir in einer neuen Zeit leben; und gerade als Jugend sollten wir es sein. Unser Volk wäre vergangen, wenn nicht durch einen Mann ein Erwachen gekommen wäre. Sollen wir da als deutsche Jugend noch warten wollen, wenn es ums Volk geht? Nein — Kamerad, aufgewacht! — Kamerad, mitgemacht! Du gehörst zu einem Volk, das sich durch Jahrhunderte hindurch im Kampf bewährt hat. Diesem zu dienen ist unsere höchste Pflicht. Jugend als Zukunft des Volkes gehört nicht in den Zuschauerraum, sondern an die vorderste Front des Kampfes. Darum: Trommel ruft, eingereiht, Kamerad, Mut gezeigt! Wir kümmern uns nicht um Menschen, die sich unserm Schritt entgegenstellen wollen; wir marschieren mit festen Gesichtern hindurch! Kein Lachen, kein Haß und Neid macht uns mutlos.

Wir marschieren! **Max Gerth, Bergbruch.**

Mädelschulung.

Die Schulungsarbeit sieht als Ziel das Mädel, das gesund und klar seine Fähigkeiten einsetzen kann für das nationalsozialistische Volk. — Darum liegt uns nichts daran, eine bestimmte Wissensmenge zu verabreichen, Wert allein hat die Erziehung zu Gemeinschaft und Haltung. Unsere Schulung soll dem Leben dienen, dem Leben des einzelnen und des Volkes.

Wir wollen Neues schaffen aus den Wurzeln unseres völkischen Lebens, aus der Verbundenheit mit Art und Land und alles verdrängen, was sich damit verträgt. Zur Wesensechtheit und Gestaltungskraft aber gehört die Erziehung zum politischen, verantwortlich an das Volk gebundenen Denken und Handeln, zum Erfassen der Gegenwartsaufgaben. Das gilt es jedem Mädel zur klaren, eigenen Erkenntnis zu machen . . .

In den Kursen wird an die Führerinnen all das herangebracht, was sie für die Arbeit in ihren Einheiten brauchen. Von der Erb- und Rassenkunde her kann jedes Mädel erst in vollem Umfang die großen Zusammenhänge unseres Volkes begreifen. Vom Geschichtsaufriß, vom nationalsozialistischen Blickfeld aus gesehen, einschließlich Grenz- und Auslandsfragen, erfaßt es das Schicksal unseres Volkes, erkennt es das feindliche Wirken fremder Mächte. Gestaltung eines allumfassenden neuen Volkstums, eines neuen Kulturausdruckes steht als Forderung vor uns. Lied und Sprechchor, Spiel, Tanz und Werkarbeit bilden den Ausgangspunkt dieser Arbeit. So wird alles den Führerinnen vermittelt, was für eine lebendige Gestaltung der Heimabende, Fahrten und Feiern wichtig ist.

Neben der weltanschaulichen Schulung nimmt die körperliche Erziehung einen großen Teil der Arbeitszeit ein, denn das Ziel ist, alle Führerinnen soweit durchzuschulen, daß sie die sportliche Arbeit in ihren Einheiten selbst leiten können . . .

In Wiederholungskursen wird für alle Führerinnengänge die geleistete Arbeit weiter ausgebaut und vertieft.

Für die sofortige Erfassung der Einheiten und als ständige Hilfe für die Führerinnen ist eine Schulung durch einheitliches Schulungsmaterial notwendig . . .

Eine notwendige, persönlich bindende Ergänzung ist die Wochenschulung. In der Wochenschulung werden die Heimabendmappen, Führerblätter und Führerbriefe verarbeitet, um eine lebendige Ausgestaltung in den unteren Einheiten zu gewährleisten.

All diese Mittel und Wege greifen ineinander, so verschieden sie sind. Der Grundgedanke ist bei aller notwendigen Lebendigkeit und Abwandlungsfähigkeit immer derselbe: von der Erfassung des eigenen Wesens zur Gestaltung des Volkslebens vorzudringen . . . (RJN)

Auch das ist Mädelarbeit.

Unten im Schwarzwald stand ein Haus schon lange Zeit leer, und jetzt plötzlich ist Leben hineingekommen. Von morgens bis abends wird gescheuert und immer wieder gescheuert, denn es hat sich viel Staub angesammelt in dieser toten Zeit. Immer lebendiger wird es, Lachen und Singen hört man den ganzen Tag, und eifrige Arbeit macht alles neu. Dann kommen die Verschönerungskünste, es sind wirklich Künste, denn aus nichts entsteht etwas, aus kahlen ungemütlichen Räumen werden wohnliche, freundliche Zimmer, aus alten Kornsäcken wurden nach der „Verwandlung“, das ist die gründliche Wäsche und geschmackvolle Ausarbeitung, ganz moderne Tischdecken und Sofakissen. Und aus dem toten Gebäude entsteht mit ganz geringem Kostenaufwand durch den Erfindergeist von mehreren fröhlichen Mädeln, die mit unendlicher Mühe und doch mit soviel Freude Tage und Wochen gearbeitet haben, ein behagliches Wohnhaus — ein Jungarbeiterinnen-Freizeitheim.

Das war im Sommer . . . Jetzt sind über hundert Arbeiterinnen dort aus- und eingegangen. Die Mädel, die damals das Haus instand gesetzt haben, sorgen seitdem dafür, daß aus den blassen, abgearbeiteten Kameradinnen aus den Fabriken der Großstadt wieder frische, lebenslustige Mädel werden.

Ein anderes unbewohntes Haus stand in dem wunderschönen Jagstal. — Eine frühere Erziehungsanstalt, schon lange Zeit geschlossen, man wußte nicht, wie man das Haus mit der ganzen Einrichtung verwenden sollte. Und wieder kommen frische, arbeitsfreudige Mädel, säubern das Haus vom Keller bis zum Boden, waschen die vorhandene Wäsche, machen die große Küche mit dem Inhalt blitzblank, besorgen sich fehlende Möbelstücke, streichen sie selbst an, wenn es nötig ist, und machen so einen Raum nach dem andern mit Geschmack brauchbar. — Alles sieht wieder sehr neu und „teuer“ aus, und wieder war es nur die ganze freudige restlose Hingabe aller Frauenfähigkeit, die diese Wunder mit ganz wenig Mitteln vollbracht hatte.

Das waren wieder die Vorarbeiten. Der wirkliche Zweck dieser Erneuerung des Gebäudes war der, arbeitslose Mädel der Stadt aus den verschiedensten Berufen für längere Zeit zusammenzufassen, um ihnen zu zeigen, wie man an der Haus- und Landarbeit Freude haben kann, und wieviel persönlichen Stil man gerade dieser Arbeit geben kann. Durch diese mehrwöchige Zusammenfassung und durch die praktische Arbeit sollten sie die sachliche Grundlage zur Weiterarbeit auf diesem Arbeitsgebiet bekommen, denn die Hauswirtschaft als Beruf ausgeübt, garantiert heute bekanntlich am besten eine dauernde Unterbringung, da in vielen Städten noch mehrere hundert offene Stellen zu verzeichnen sind.

Es ist nicht leicht, Mädel, die noch nie in einer Gemeinschaft gelebt haben, einheitlich auszurichten. Es ist nur möglich durch ganz enge Kameradschaft. Diese enge Kameradschaft kann aber nur dadurch entstehen, daß die Menschen, die führen sollen, auch jung sind, wie die Gefolgschaft, daß sie durch ihre Jugend genau so fühlen und genau das miterleben, was in der Gefolgschaft vorgeht. Sie sind Führerinnen und doch Kameradinnen. Sie wissen, daß Menschen, die von der Arbeit in der Häuslichkeit noch nicht viel gesehen haben, weil sie bisher in einem Beruf standen, der ihnen keine Zeit dafür ließ, nicht durch trockenes Übermitteln von Wissen und kalter Theorie Hausarbeit erlernen können, sondern daß sie erlebt werden muß durch das Nebeneinander- und Füreinander-Arbeiten. Und aus dieser Arbeit in der Gemeinschaft kommt dann die Freude für die ganze umfassende Tätigkeit:

Das ist Mädelarbeit, von der wir weniger wissen, die still getan wird an vielen verschiedenen Stellen und die doch so fruchtbringend ist. **Gertrud Kunzemann.**

Wiedersehen mit Deutschland.

Von einem Auslanddeutschen.

Wovon soll ich zuerst erzählen? So vieles und so Unerwartetes durfte ich in kurzer Zeit erleben, daß ich wirklich nicht weiß, womit ich beginnen soll. Eines hebt sich jedoch sofort groß und eindringlich aus der Masse der Erlebnisse und aus der verwirrenden Fülle der Eindrücke heraus: Das neue Gesicht Deutschlands! Nichts kann dieses neue Bild verwischen oder auch nur stellenweise verdunkeln. Eine wichtige Wahrnehmung möchte ich außerdem vorwegnehmen. Jeder, der Deutschland unbefangen besucht, wird von dem starken Lebensstrom, von der Straffung aller Vorgänge und von der Sinngestalt aller Äußerungen unweigerlich gepackt. Und der deutsche Mensch nimmt fröhlich und aufgeschlossen an dem bunten Geschehen teil.

Anmutig und durchgegliedert zogen Jungmädelscharen an mir vorbei. Mit welcher Leichtigkeit ließ nicht der Stammführer die braunen Fähnlein und Züge des Jungvolkes aufmarschieren. Wer Sinn hat für Körperliches und Geistiges, sieht sofort: die deutsche Jugend wurde mit einer neuen und schönen Körperlichkeit begabt. Noch etwas, das dem Sehenden unmittelbar aufgeht: Der freie Schwung dieser rhythmisch bewegten Glieder kann einmal in der schärfsten Zucht, ein andermal in der feinsten Lockerung, im Künstlerischen, seine letzte Möglichkeit finden.

Hoffnung wird auf allen Gebieten wieder wach. Als ich zuletzt Deutschland bereiste — es war vor drei Jahren — sah es beängstigend aus. Wie sollte das Durcheinander überwunden werden? Wer hätte es tun können? Mit Sorge war ich nach Hause zurückgekommen. Doch das Wunder ist geschehen. Deutschland ist neu erstanden. Diesem Gesamteindruck kann sich niemand entziehen, keiner, es sei denn, daß er lügt und schlechten Willens ist. Gewiß ist der Umbruch noch nicht vollendet. Aber die Kinderschar im Heim der NSV werde ich nie vergessen. Der Abend senkte sich, die gewaltige Eisenbrücke spannte ihren Bogen über den dunklen Fluß, an dem Steinpfeilern zersplitterten die Regenböen. Oh, diese fröhlichen Kinderstimmen, diese heiteren Augen in der Geborgenheit des Heims, in der Obhut jener tapferen Männer und Frauen, die hart um eine bessere Zukunft kämpfen.

Das Leistungsvermögen eines Wirtschaftsgebietes wurde in der prächtigen Ausstellung „Die Rhein-Mainische Wirtschaft“ aufgezeigt. Während ich mit meinem treuen Begleiter alle die Räume und Hallen durchwanderte, wurde es mir klar: Dieses neue Deutschland will Wertarbeit, Geschmack, Nützlichkeit, es will zeigen, daß das Materielle durchzogen ist von den Goldadern einer Idee. Auch hier im Sachlichen empfand ich die Auflockerung, die gefällige Anordnung der zur Schau gestellten Erzeugnisse.

Das Leben flutete in voller Breite. In der Ausstellung, im Theater, im Lichtspielpalast, auf dem Römerberg, auf der Landstraße, im Warenhaus, da pfiff, schrie, sang, hupte, dröhnte es, als ob es nirgends Hemmungen und Beschränkungen gäbe. Nicht anders habe ich das neue Deutschland gesehen. Aus der Reichsautobahn spricht eine gewaltige Zuversicht, ein Glaube an die Zukunft, an eine Zukunft, die gar nicht unbestimmt ist, sondern ganz gesichert erscheint. Die Rückwirkung auf das Volksganze muß von einer ungeheueren Tragweite sein. Nachdenklich glitten seine Blicke an den weißgrauen Fahrbahnen entlang. Mein unermüdlicher Begleiter mahnte zum Aufbruch. Wir hätten noch lange nicht alles gesehen. Also los! Unterwegs ging ich meinen Gedanken nach. Ich fuhr wie auf einem glückhaften Schiff durch das deutsche Land (RJP.)

Durch Arbeitsleistung zur Freude!

Am 12. und 13. fand unser Gaujugendtag in Bromberg statt. Um nun jedem Kameraden die Möglichkeit zu geben, an diesem Treffen teilzunehmen, ist wohl in jeder Gefolgschaft die Kasse gesprengt worden. So auch bei uns. „Ich fahre bestimmt mit; ich auch, ich auch“, schwirrte es durcheinander. In jedem Gesicht sah man schon die Vorfreude auf diese beiden Tage. Unser Kleinster sitzt still in der Ecke. — „Günther, du fährst doch auch mit?“ Günther zuckt mit den Schultern: „Ich weiß noch nicht“, antwortet er kleinlaut. Natürlich sollte auch er einen Zuschuß aus unserer Kasse haben; er war aber nicht zu bewegen, eine feste Zusage zu geben. Am Sonnabend ist er dann aber mit strahlendem Gesicht da; später erfuhren wir dann folgendes: Als er zu Hause um Erlaubnis bat, sagte seine Mutter, halb im Ernst, halb im Scherz: „Ja, Junge, verdiene dir zur Reise was dazu“, und unser Günther, unser „Krümelchen“, ließ sich dieses nicht zweimal sagen, ging zu seinem Onkel in die Kartoffelernte, holte sich Freitag sein verdientes Geld ab, und da es noch nicht reichen wollte, hatte er das große Glück, den erbetenen Vorschuß zu erhalten; wir freuten uns alle über sein Mitkommen.

Viele von solchen tapferen Jungen und Mädeln müßte es geben, dann stände unser Deutschtum in Polen nicht schlecht da.

Etwas über die Geschichte meines Heimatortes „Weißenhöhe“.

Der Name „Białośliwie“ wird abgeleitet von Belog, dem Gott des Lichtes, im Gegensatz zu Czarnebog, dem Gott der Finsternis. Białośliwie wurde dem Gott als Opferstätte geweiht.

Die ersten Nachrichten, die man von Białośliwie hat, stammen aus dem Jahre 1773. Danach war der Ort eine im Besitze von drei Polen befindliche Domäne. 1781 ging sie durch Kauf des Freiherrn v. Görne in deutschen Besitz über. Die Kolonisten, die sich inzwischen hier niedergelassen hatten, wohnten in kleinen, selbstgebauten Lehmhütten. Sie waren Leibeigene! Erst Friedrich der Große machte sie frei und gab ihnen Land zu eigenem Besitz; denn im Jahre 1772 war das Gebiet durch die erste Teilung Polens deutsch geworden. Den Verkehr (Personen- und Postbeförderung) regelten die Postkutschen bis in das Jahr

1908. Noch heute ist der sogenannte Postberg mit seiner ehemaligen Posthalterei Zeuge dieser Zeit.

Für die Entwicklung des Ortes war der Bau der Ostbahn von großer Bedeutung. Zugleich mit dem Bahnhof und Postgebäude wurden Beamtenhäuser und kleine Villen an das Oberdorf angebaut, so daß dieser Teil heute noch den Eindruck einer kleinen Stadt macht. Im Jahre 1849 brannte das Oberdorf fast vollständig nieder. Die Aufbauarbeiten wurden einem Bahnmeister übertragen, der die neuen Gehöfte alle nach dem selben Muster in Fachwerkbau aufführte. Einige Häuser aus jener Zeit sind heute noch gut erhalten. Als Kirche diente der evangelischen Gemeinde das kleine Schullokal. Als dieses nun aber auch dem Brand zum Opfer fiel, war die Gemeinde in großer Not. Darum überbrachte ein Zwillingsmädchenpaar des armen Pächters dem König Friedrich Wilhelm IV., als er sich auf der Fahrt zur Einweihung der Eisenbahn Bromberg—Danzig befand, ein Bittgesuch, das abgebrannte Andachts- und Schullokal wieder aufzubauen. Einen Lehrer gab es schon seit längerer Zeit im Orte. Er war ein sehr gebildeter und kluger Mann. Er konnte fast fehlerlos schreiben, fast fließend lesen, das Einmaleins bis zur fünfzehn und die zehn Gebote mit Luthers Erklärung auswendig hersagen!

Das kirchliche Leben lag arg danieder. Vor dem Brande hatte ein Herr Fuchs in dem Schulhause jährlich viermal Gottesdienst und Feier des heiligen Abendmahls gehalten. Das gemietete Schulhaus war aber viel zu klein; darum konnten nur wenige Menschen daran teilnehmen. Im Jahre 1855 bekam die Gemeinde ihren ersten Pastor Carl Bössel. Ihm folgte 1859 Pastor Bernhard Warnitz. Dieser tüchtige Geistliche suchte die Kluft, die sich zwischen Reformisten und Alt-Lutheranern gebildet hatte, zu überbrücken. Das kirchliche Leben besserte sich, der Kirchenbesuch wurde zahlreicher, trotzdem das kleine Bretterhaus, das zum Gottesdienste diente, keinen Schutz gegen das Wetter bot. Der größte Wunsch der evangelischen Gemeinde war, ein richtiges Gotteshaus zu besitzen. Dieser wurde ihr im Jahre 1860 erfüllt. Die Kirche in rein gotischem Stile erbaut, gehört heute zu den schönsten unserer Gegend. Um das Jahr 1870 entstanden in der Umgegend viele Freischulzengüter, darunter auch das Freischulzengut „Kreik“, nach einem arbeitsamen Müller Kreik genannt. Kreik ist heute noch eine kleine Wassermühle. tief im Tale gelegen. Im Jahre 1874 erhielt das Dorf den Namen Weißenhöhe.

1900 bekam der Ort eine Kleinbahn. Freilich war dieser Bau mit vielen Schwierigkeiten verbunden, weil sich die Gegend für feste Bahndämme als sehr ungeeignet erwies. 1913 bekam Weißenhöhe eine katholische Schule, die vom Staate erbaut wurde. 1914 wurde an der Stelle der alten auf demselben Platze eine neue evangelische Schule gebaut. Der Friedensvertrag von Versailles 1919 bestimmte die Abtretung des Netzedistrikts an Polen. Am 24. Januar 1920 zogen polnische Truppen in Weißenhöhe ein, das seitdem Białośliwie heißt. Unweit des Dorfes liegen die Kreik-Wälder mit ihren „grauen Bäumen“, der Rehwiese und der Kaiser-Wilhelmeiche.

Schön ist auch der Park mit seinem großen, geheimnisvollen Stein. In jeder Neujahrsnacht um zwölf Uhr kommt aus diesem Steine die Besitzerin des verwunschenen Schlosses und weint und klagt bitterlich darüber, daß sie niemand erlöst. Aber immer wieder kehrt sie in die Verbannung zurück. So erzählen es die Großeltern ihren Enkelkindern. Es darf auch niemand wagen, den Stein zu zersprengen, er blutet, wie er schon einmal vor vielen, vielen Jahren geblutet haben soll.

W. B.

Mutter Drechslers Weizenacker.

Wochenlang hatte die Sonne geglüht und die Erde ausgedörrt. Das letzte Korn war geschnitten und auf den Feldern in Hocken aufgestellt. In einigen Tagen sollte mit dem Einfahren begonnen werden, da kam das Gewitter. Am Vormittag war noch strahlender Sonnenschein, und in der Mittagszeit, als Mensch und Tier den Schatten aufgesucht hatten, krachte plötzlich der erste Donnerschlag. Niemand nahm die Sache ernst. Es würde vielleicht ein paar Stunden regnen, dann kam die Sonne wieder und morgen mittag spätestens war alles trocken und man konnte einfahren.

Aber es kam anders. Am Abend, als man schlafen ging, regnete es immer noch, wenn auch nicht mehr so schlimm wie mittags, aber es regnete. Es regnete auch, als man am nächsten Morgen aufwachte. Da gab es schon besorgte Blicke und gerunzelte Stirnen. Am andern Tage regnete es noch — auch am übernächsten —, eine ganze Woche hindurch. Alle bangten wir um die Ernte, und auch an unserem Heimabend drehte sich das Gespräch fast nur um das Wetter.

Da erzählte Lieschen von ihrer Nachbarin, der Mutter Drechsler. Mutter Drechsler hatte auf ihrem Acker Weizen gebaut für ihre Hühner. Aber der Weizen mußte verderben, wenn es nicht bald aufhörte zu regnen. Mutter Drechsler war schon lange Witwe, und ihr Junge, der einzige, war seit einiger Zeit in der Stadt in der Lehre. Sie hatte ihr Stück Land ganz allein bearbeitet, und jetzt schien der Ertrag ihrer Mühe verloren, denn sie war krank geworden. Wenn es nun wirklich bald gutes Wetter gab, konnte sie nicht einmal das Korn einfahren.

Wir waren nachdenklich geworden. Helfen wollten wir schon — aber wie? Unsere Führerin fand einen Weg: „Kinder, ich weiß was! Sowie die Sonne wieder scheint und das Getreide trocken ist, dann muß mir Vater für einen Nachmittag Pferd und Wagen geben und ihr alle kommt mit helfen! Wir wollen Mutter Drechslers Weizen einfahren. Seht mal, wer soll ihr denn helfen, wenn nicht wir jungen Menschen. — Also fragt jetzt schon alle zu Haus um Erlaubnis!“

Die Erlaubnis bekamen wir. — Nun wünschten wir mit doppelter Sehnsucht die Sonne herbei. Und endlich war es soweit. Wir stellten an dem ersten schönen Tage die Hocken um, damit sie ja recht trocken würden. Dann war der große Tag da. Fünfzehn Mädel schafften mit hochroten Köpfen. Grete stand oben auf der Fuhre und packte. Sie konnte es am besten und mußte daher diese Arbeit tun, denn wir durften doch nicht „umschmieten“. Da hätten uns die Jungen schön ausgelacht, und wir hatten doch so stolz ihr Angebot, uns zu helfen, abgewiesen!

Es ging alles gut. Als der hochgepackte Wagen vor Mutter Drechslers Hoftor stand, stimmten wir ein Lied an. Mutter Drechsler mag einen schönen Schreck gekriegt haben, als wir 15 auf einmal in ihrer Stube standen. Wir hatten eine ganz kleine Erntekrone gebunden und stellten sie ihr auf die Bettdecke: „Mutter Drechsler, jetzt jehm Sie uns man den Schünenschlöttel, wi wollen aflahn!“

Da verstand sie auf einmal. Sie strahlte über das ganze Gesicht. „Nä, sonne Mäkens, sonne Mäkens“, das war alles, was sie sagte.

Die Erkenntnis.

Die Dorfjungen sprachen von nichts anderem als von diesem Sprung. Etliche meinten, Schorsch werde es nicht tun; er protzte nur, das sei es. Die anderen sagten, Schorsch gehe keine Wette ein, die er nicht halten könne. Damals, mitten im Winter, sei er ohne zu zögern in den See gesprungen, habe die drei ausgemachten Minuten zwischen den Eisschollen ausgehalten und somit seine Wette gewonnen.

Ebenso die andere, die verlangte, daß er nachts Punkt 12 Uhr auf dem von düsteren Zypressen flankierten Grab des Erbpächters Bünger einen umgefallenen Blumentopf aufrichte. Er fürchte sich eben vor nichts, der Schorsch, selbst nicht vor einem Sprung vom Glockenboden des Kirchturms, zumal er ja zwei Regenschirme als Fallschirm benutzen dürfe. „Paßt auf, er springt!“

„Ich sage nein“, beharrte der Zehnjährige des lahmen Dorfbarbiers. Dabei dachte er inbrünstig an seinen mannshohen Drachen, von dem er sich, wenn er die Wette verlöre, trennen müßte.

Georg, der Zwölfjährige des Schmiedes, tat denen gegenüber, die seinen Mut anzweifelten, sehr breitspurig. So ein Sprung sei doch furchbar einfach. Habe man nicht gesehen, wie ein Fallschirmspringer aus mehreren tausend Meter Höhe glatt lande? Also: Warum soll man mit zwei Schirmen nicht vom Kirchturm springen können. „Der Drache ist mein! „frohlockte er.

Aber wenn er allein war, mied sein Blick den Kirchturm. Desto mehr Aufmerksamkeit schenkte er den beiden Regenschirmen, die, schwer und groß, noch aus Großvaters Zeit stammten; bis zum letzten Augenblick bastelte er daran herum. Den baumwollenen Bezug dieser ungetümen Dinger hatte er sorgfältig versteift und mit bruchsicherem Draht aus des Vaters Schmiede die starken Krücken verbunden. — Ob sie so standhalten?

Eine Stunde vor dem waghalsigen Sprung fragte er seinen Vater, wieviel Meter sich der Glockenstuhl über dem Erdboden befinde.

„Der Glockenstuhl vom Turm? — Dreiundzwanzig Meter. Warum fragst du? Habt ihr wieder Dummheiten vor?“

„Ich will es nur wissen“, erwiderte er etwas kleinlaut. Am liebsten hätte er noch gefragt, ob man sich die Beine breche, wenn man so hoch herabspringe, denn der immer wiederkehrende Gedanke, auch einmal so lahm durchs Dorf tappen zu müssen wie Kurts Vater, quälte ihn plötzlich sehr. Und als er denn doch mit den zusammengekoppelten Schirmen auf den Turm stieg, über das brusthohe Eisengitter der Lucke des Glockenbodens kletterte und nun die dreiundzwanzig Meter unter sich emporwachsen sah, hatte nur noch dieser Gedanke in ihm Raum.

„Schorsch, tu's nicht!“ flüsterten die beiden Sekundanten, die nur durch das Gitter von ihm getrennt, hinter ihm standen. Er antwortete nicht; er starrte in die Tiefe, auf die Schulkameraden, die eng aneinandergedrückt und gespannt zu ihm hinaufsahen. Er zitterte. Kurt, der Barbierjunge, lachte, als er zögerte, drückte den Drachen an sich und sagte etwas, was Schorsch hier oben nicht verstehen konnte. Im gleichen Augenblick schloß er die Augen, umspannte mit seinen kleinen Fäusten die Krücken der Schirme fester und atmete zweimal stoßweise — dann sprang er zu.

„Schorsch!“

„Schorsch!“

„Er springt, er springt!“

Diese Ausrufe des Schreckens drangen von oben und unten an Georgs Ohr, aber er nahm sie nicht in sich auf; in seiner Seele ging in diesen vier Sekunden, die der Sprung ausfüllte, etwas Mächtiges, alles andere übertönende vor. Zuerst, als er die ersten zehn Meter durchfiel wie ein Stein, riß ihm die Aufluft den Atem vom Mund; die Angst in ihm steigerte sich bis ins Schmerzhafte und ließ tausend gräßliche Bilder erstehen. Er sah sich stöhnend und blutüberströmt liegen; er sah sich mit Krücken unter den Armen; er sah sich erwachsen und humpeln wie Kurts Vater; er sah sich im Dunkeln und tot. Das Herz stand still.

Aber dann, als ein Rauschen ansetzte, das ungeheuer schnell anschwoll zu einem donnernden Getöse, das wie Trompetenstöße gegen das Trommelfell brandete, den jungen Körper jedoch schützend umfing — setzte es langsam wieder zu neuem Leben an. In der Seele des Knaben wurde das aufgenommene Dunkel von jähem Licht verdrängt. Hinter den geschlossenen Lidern sammelte sich alles Schöne eines kindlichen Daseins, und aus diesem strömte das gottgewollte Leben aufs neue hervor.

Mit aufgeschlitztem Schirm landete der tollkühne Junge. Sein Antlitz war nicht mehr ganz so bleich wie vor dem Sprung, aber es zeigte auch keinen Schimmer von Siegesfreude. Ein verklärter Schein lag auf ihm, denn Georg hatte begriffen, daß der Tod ihn schon umfangen, das Leben ihn aber zurückgenommen hatte.

Keiner von den Jungen sprach ein Wort, als Georg sich langsam erhob, keiner gab Antwort, als vom Turm heruntergerufen wurde, ob etwas passiert sei; alle waren im Bann dieses unbegreiflichen Augenblicks. Nur der kleine Kurt trat mit seinem Drachen tapfer vor den Sieger hin. Georg beachtete ihn gar nicht. Georg horchte auf das neue fremde Klingen in sich. „Ich will ihn nicht“, sagte er tonlos. „Ich will den Drachen nicht“. Dann war's wieder still, denn die Erkenntnis, daß der Mensch wohl für höhere Werte, aber nicht für einen Drachen sein Leben aufs Spiel setzen darf, dämmerte zwar, doch Georg vermochte sie nicht in Worte zu kleiden.

A. M. Fraedrich. (NSP).

Schriftleitung: Herbert Bech verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.

Die Feldscheune brennt.

Die Jungen sind zum „Sperrkrieg“ ausgezogen. Im Heim arbeitet der Küchendienst. Ich sitze im Garten an der Schreibmaschine und klappere einen Bericht herunter. Es ist windstill, die Sonne knallt einen großen Batzen Wärme herunter. Erntewetter. Am Morgen hat mir der Hütejunge erzählt, daß sie heute das letzte Fuder in die Feldscheune einfahren werden. Der mächtige schwarze Kasten, der die ganze Ernte des Gutes faßt, erhebt sich hinter dem Berge, wo die Staatsstraße entlang führt. Daneben liegen dreihundert Morgen Weizen und Roggen. Als wir gestern vorübermarschierten, stand nur noch ein kleiner Plan voll Getreidemandeln. Sechs Wochen hatten die Bauern von früh bis spät geschafft. Sechs Wochen hatten sie gemäht und gebunden, dann die Mandeln aufgestellt und dann endlich das Getreide eingefahren. Jetzt schichteten sich die goldgelben Halme bis zur Decke der Scheune. Ich muß daran denken, daß es das Brot zweier Dörfer für ein Jahr ist und vielleicht noch mehr . . . Dann klappert die Maschine weiter . . . Plötzlich steht die Heimmutter in der Tür und schreit: „Der Wald brennt!“ Drüben über dem Walde steigt eine riesige blaugraue Rauchwolke auf. Schon im Laufen rufe ich: „Der Küchendienst soll Spaten und Hacken mitbringen! Ein paar Menschen rennen eben so wie ich dem Walde zu. Der Inspektor. Ein Knecht. Hinter uns kommen noch mehr. Wir laufen, was wir nur können. Das Herz schlägt fast zum Zerspringen. Da saust uns ein Motorrad entgegen. Einer schreit: „Die Feldscheune brennt!“ In diesem Augenblick ist es, als ob eine schwere Last auf mich gefallen sei. Ich denke nur, daß da nichts mehr zu machen ist, und renne weiter. Bis zur Waldecke. Auf dem Berge steht die Glut. Eine riesige Lohe steigt in den Himmel. Die Scheune brennt in ihrer ganzen Breite. Alles ist eine grausige Feuermasse, aus der nur noch schwarz und drohend das Skelett der Balken schaut. Der halbe Kilometer über das Stoppelfeld dauert eine Ewigkeit. Jetzt schlägt mir die Hitze ins Gesicht. Die Backen glühen. Von der brennenden Scheune her rauscht es wie ein gewaltiger Wasserfall. „Nichts mehr zu machen!“ brüllt einer der Bauern, die vor uns die Scheune erreicht haben, in das Rauschen hinein.

„Die Strohhaufen brennen!“ Die Glut hat sich über das Stoppelfeld zu den Strohhaufen gewälzt, die überall aus den letzten zusammengeharkten Halmen geschichtet sind. Wir jagen über das Feld und trampeln überall das Feuer tot, das sich schon in hundert Flämmchen auf dem Acker ausbreitet. Es ist uns gleichgültig, ob die Schuhe anbrennen. Nur das Feuer austreten. Zweihundert Meter weiter ist der Wald! Wir sind nicht mehr als ein paar Männer und Jungen. Die Jungen vom Küchendienst sind mit Spaten und Hacken auch heran gekommen. Jetzt rennen sie zum Walde und hauen mit ihren Fahrtenmessern Tannenzweige herunter. Sie schlagen auf die brennenden Strohhaufen. Das Feuer darf nicht zum Wald hinüber. Sonst sind ein paar tausend Morgen Wald auch noch verloren. Über das weite Feld hat sich eine lange Kette gebildet — Männer und Jungen. Es ist eine schwache Front, die gegen einen allgewaltigen Feind anzukämpfen hat. Wenn nur nicht der Wind aufkommt!

Starr und unbeweglich steht die Front der Männer und Jungen jetzt da. Die brennenden Haufen sind niedergetrampelt. Durch die Front darf das Feuer nicht hindurch. Wie die Männer da stehen, den Zweig, den Spaten oder die Hacke in der Hand, wie sie in das Feuer stieren, das ist entsetzlich. Ich weiß, was sie jetzt denken. Ein Jahr lang geschafft und nun alles verloren. Vielleicht hungern müssen. Keine Streu, kein Futter für die Tiere. Alle Arbeit umsonst. Eben erst sechs Wochen lang geschuftet. — Vor einer Stunde fuhr der letzte Wagen ein . . . Und in der Feierschicht . . . Vor uns rauscht der grauenhafte Brand. Wie kam er in die Scheune? Ja, wie kam er in die Scheune?

Der Inspektor nimmt es dankend an, daß die Jungen des Freizeitlagers am Nachmittag die Gutsleute in der Brandwache ablösen werden. Von der Scheune ist nach einer Stunde nichts mehr da. Vier Meter hohe graue Aschenhaufen liegen dort, wo der schwarze Kasten stand, der die Ernte von dreihundert Morgen barg. Immer noch strahlen überall die Flammen und Flämmchen aus dem Grau, hinter dem sich die Glut birgt. Es ist am Brandherd so heiß daß man nur auf zehn Schritt herankommen kann. Erich ist ein paarmal bis an die Stellen gelaufen, wo die Scheunentore waren. Jetzt faßt er etwas, springt zurück und wirft das Gefundene zu uns herüber. Wir heben es auf, aber es ist noch glühend heiß: ein Schloß vom Scheunentor. Es ist zugeschlossen — ebenso das andere. Als Erich das zweite findet, schreit er auf: „Da liegt eine verkohlte Leiche!“ —

Am Abend ist die Mordkommission da. Die Männer und die Jungen werden stundenlang verhört. Keiner weiß, wie das Feuer in die Ernte fiel; der Tote kann nicht mehr reden. Im Dorfe und in der Nachbarschaft wird niemand vermißt. Niemand weiß, wer der Tote, Fremde, ist, wie er in die Scheune hineinkam . . .

Willi und ich haben mit vier Gutsarbeitern die Brandwache von Mitternacht bis zum Morgen übernommen. Wir schleifen ein paar Bunde Weizenstroh heran und hauen uns dicht am Feuer hin. Zehn Meter vor uns liegt unter einem halb verkohlten Ackerwagen die Leiche. Der Aschenhaufen — vor uns — das war das Brot zweier Dörfer für ein Jahr. Vielleicht noch mehr. Einer von uns hat den Rundgang um den Brandherd, während die anderen liegen und in die Glut starren. Wenn nur nicht der Wind aufkommt! . . . Wir wachen bis 6 Uhr. Um 7 Uhr beginnt der Frühsport im Lager. Die Jungen sind heute sehr schweigsam.

Auf der Höhe an der Staatsstraße glühen immer noch die Aschenhaufen . . .

Werner Genschke.